

Der Minneritter auf dem Lande [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 18 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

30. April 1938

Abendwolken

Ein Jugendgedicht. Von Hermann Hesse

Was so ein Dichter sinnt und treibt,
Sich Reim und Vers ins Büchlein schreibt,
Manch einem scheint es ohne Kern,
Doch Gott versteht's und duldet's gern.

Er selber, der die Welt ermißt,
Zuweilen auch ein Dichter ist,
Und wenn das Abendläuten ruft,
Greift er wie träumend in die Luft,
Baut sich zum Feierabendspiel
Zartgoldene Wolken schön und viel,
Läßt sie an Bergesrändern säumen
Und rot im Abendglanz erschäumen.
Und manche, die ihm wohlgehang,
Die leitet er und hütet lang,
Daß sie, die fast aus nichts gemacht,
Am Himmel ruht und selig lacht.

Und die nur Land und Reimwerk schien,
Wird nun ein Zauber und Magnet
Und zieht der Menschen Seelen hin
Zu Gott in Sehnsucht und Gebet.
Der Schöpfer lächelt und erwacht
Vom kurzen Traum, das Spiel verglüht,
Und aus der kühlen Ferne blüht
Herauf die friedvolle Nacht . . .

Nur daß aus Gottes Schöpferhand,
Sei's auch im Spiel, jedwedes Bild
Vollkommen, schön und selig quillt,
Wie es kein Dichter je erfand.
Mag denn dein irdisch Lied bedeuten
Ein schnell vertönend Abendläuten,
Darüber hin, im Licht entbrannt,
Die Wolken weh'n aus Gottes Hand.

Der Minneritter auf dem Lande

Eine heitere Geschichte von Meinrad Lienert.

I. Fortsetzung.

Da hörte er ein „Hüpp, Hüpp!“ und ein Peitschentnallen, und nun mußte er eben sehen, wie der Steuereinnnehmer mit seinem Bernerwägelein, die alte Jungfer neben sich, von seinem Hause wegfuhr. Er rief ihn an: „Was fällt euch denn ein, Herr Steuereinnnehmer?“ Aber er bekam keinen Bescheid, und jetzt rollte das Gefährt, nicht weit von ihm weg, auf den Waldweg, der über den Tannschlupf nach Studach führt. Da sah er's schon nicht mehr; nur noch ein wütendes Peitschentnallen ließ sich ab und zu vernehmen. Fluchend machte er sich dem Hause zu. Er schämte sich vor den Heuern.

Als nun das Bernerwägelein, mit dem verdrossenen Geschwisterpaar unter den graubärtigen Rottannen durchrollte, fiel der ältlichen Jungfer ein Tannenzapfen auf den stolzbebuschten Hut. Entsetzt schrie sie auf und nahm ihn mit bebenden Händen vom Kopf. Der regenbogenfarbige hochragende Federwald war völlig geknickt. Wütend sprang sie vom Wagen und warf Steine in den Tannenbaum hinauf, um das Eichhörchen zu züchtigen, das ihr den Schimpf und Schaden angetan haben mußte.

„Hoch auf!“ sagte der mißgelaunte Steuereinnnehmer. „'s ist heut so alles der Raß; da ist's um deine Vogelausstellung auch

noch gleich.“ — „Du bist und bleibst ein Grobian“, machte sie, erboft den Wagen besteigend, „da hättest du freilich zu diesem Bauernfünfe gut gepaßt; heißt das, wenn sie dich gewollt hätte.“ — „Dich hat man ja auch umsonst zu Markt gebracht, und heut nicht das erstmal“, schnörzte er sie an. — „O mein schöner Hut, mein wundervoller Hut!“ — „Hüpp!“ machte er schmalzend, und weiter rollte und rasselte das Wägelein durch den dichten Wald.

Als es nicht mehr zu hören war, schallte ein tolles Aufjauchzen durchs Holz. Ein Knacken und Rauschen war im Geäst einer breiten Tanne, und jetzt rutschte der junge Heubergsepp am rauh-rindigen Stamm herunter ins Moos. Und der war nun das Eichhörlein, das den schönen Federbusch der ältlichen Schwester des Steuereinnnehmers geknickt hatte.

III.

„Maitli“, lärmte der rauh-wollige Holderwirt das Beni, seine Tochter an, „Maitli, du bist eine Gans, wenn du den Heubergbauer nicht nimmst!“ — „Ich nehme ihn ja“, gab das Holderbeni zurück, „was tut Ihr denn so wüßt!“ Er sah sie mißtrauisch an. „Ich meine aber den älteren und nicht den jungen.“

— „Jafo“, machte sie ruhig, „da gehen unsere Meinungen auseinander, ich meine den jungen.“ — „Himmelfsternenelement abeinander“, brüllte der Alte, „du kommst mir so; du willst mich fuchsen, du unfolgsames Geschöpf, zum Dank dafür, daß ich dein Glück will! Ich selber hab Schulden; der Heubergstöffi aber hat einen Hof, der zwanzig Kubessen tut. Er hat eine schlagreife Waldung und ist ein verständiger bestandener Mann.“ — „Vater“, sagte sie, „wenn er verständig wäre, ging er in seinen alten Tagen nicht den jungen Mädchen nach; denn eine, die etwas auf sich hält, nimmt ihn doch nicht.“ — „Was nicht? Auslesen kann er. Und nimmst du ihn nicht, so heiratet er eine andere, und sein Bub, der Sepp, kommt ums Sächlein. Nimm ihn, Maitli, nimm ihn. Den Jungen läßt er ja doch nie mehr zu dir.“ — „Ja“, machte sie feufzend, „er muß nachts vors Fenster stehen, wenn er mich einmal sehen will. Aber wartet nur, der Alte soll mir's entgelten.“ — „Mach mit ihm, was du willst“, lärmte der Wirt, sein Schnapsgläschen ausschließend, das er aus dem kalten Ofenrohr genommen hatte, „wenn du ihn nur nimmst; narren magst du ihn, soviel du willst. Am End“, setzte er, die Pfeife ins Maul hängend, bei, „du brauchst ihn, am End, ja nicht einmal zu heiraten, wenn's dir nur gelingt, ihn so in dich vernarrt zu machen, daß er mir eines schönen Abends Bürgschaft leistet; sonst treiben mich die Schulden noch zum Tempel hinaus.“ — „Ja, Ihr seid ein schöner Heiliger“, sagte das Beni. — „Mit dem jungen Heubergbauer aber, mit dem Sepp, mußt ein Ende machen, das sage ich dir“, wettete er; „denn sonst kommt mir der Alte nicht ins Haus. Schön ist er ja nicht, der Stöffi; aber er hat mehr Erfahrung als der Sepp und seine Dublonen sind auch nicht von Holz.“ Wütend ließ sie das Spinnrädlein schnurren und sagte: „Ihr habt kein Herz, Vater. Aber laßt ihn nur kommen, den Alten; er soll seinen Jungen nicht umsonst von mir abhalten.“

Der Holderwirt hörte sie nicht mehr. Er machte sich brummend aus der Stube und in den Keller hinunter, um den Wein zu schönen, wie er sagte.

Das Beni hörte Schritte vor dem Hause und wie sie hinausgab, erblickte sie den Heubergstöffi, der sie durch ein Scheiblein angrinste, wobei er das Maul verzog wie eine Handorgel. Sie mußte laut auflachen, ob sie wollte oder nicht. „Und dieser Alte, der das Maul aufstut wie ein leerer Erdapfelack, will mich heiraten!“ redete sie halb laut vor sich hin. Sie ließ die Füße flott tanzen, also daß das Rädlein wie eine eitle Kugel und piff einen Tanz dazu.

„Jafo, auf die Art“, sagte der alte Stöffi schmunzelnd als er in die Wirtsstube trat, „so wird dein Hanf bald gesponnen sein, wenn du so drauf los werfst. Ich wollte, bei mir du Hause flechte auch so ein Spinnrad am Dien; an Flach und anderem Zeug sollte es ihm nicht fehlen. Könntest mir einen Schoppen bringen, Maitli.“

„Können oder wissen?“ fragte sie. — „Dieselben Können“, machte er, rot ist ja die Farbe der Liebe, heißt's im Kalender.“ Das Beni lachte auf. Dann erhob sie sich, nahm eine Flasche vom Büfett und machte sich in den Keller hinunter. Der Heubergbauer aber hatte sich an dem Ofen schauet vor sich hin in den Kacheln und murmelte: Herrgott, ist die eine Gelächertige! Da könnte mir jetzt ein Prämiertenfenster von fünfzig Kuben mit Feuchle und Schellen am Haus vorbeiziehen, es läte mich beim Strohl nicht schöner um die Ohren gehen als das Lachen dieser kleinen Bröte.“

Die Läre ging wieder, das Beni stellte den Wein auf den Tisch. „Was hat's denn gegeben“, sagte sie, „daß ihr beiterhellen Tages, an einem leeren Werktag, ins Wirtshaus kommt?“

„He“, machte er lachend, die Bismertappe auf dem Tisch ausbreitend und streichelnd, „es soll bald eine Hochzeit im Heubergshof geben.“ — „Gefragt“, sagte Beni auf ihn zu, „fahm mit der Hand nach dem Herzen.“ — „Himmeln ichin vermagst du nicht“, sagte der Beni, „was ich weiß, das ist das. Ich bin nicht lange genug Witwer gewesen und werde nun wohlthans heiraten denken dürfen.“

„Jafo, Ihr“, machte sie, erleichtert aufatmend. „Ja ich“, sagte er, „der Sepp und das Wyfeli sind ja noch Kindsköpfe. 's ist notwendig genug, daß endlich eine Ordnung ins Haus kommt.“

„Habt ihr denn schon eine im Auge?“ Er schmunzelte, nahm das Pfeifchen aus dem Hirtbündel, blies es aus und sagte: „Ich wüßte schon eine; aber ich weiß nicht sicher, ob sie mich will. Ich getraue mir nicht recht, sie zu fragen.“

„Warum, heißt sie?“ „Die Zähne dazu hätte sie“, meinte er.

Ein Lachen ging wieder durch die Stube, und es war dem Alten grad, als ob das Studacher Glöcklein die Kirchweih einläute.

„Es wird etwa Euerer Base, die Zilli am Heitligeer sein?“ „Die hat mir zu plummes Gangwerk; müßte erst frisch ausgezogen werden.“

„So ist's die Madleni in der Breitplangg?“ „Die Haut von der gab Schuhsohlen.“

„Am End die Trud im Ort?“

„Die müßte erst zum Schmied gehen und sich ein Schlöflein ans Maul hängen lassen.“

Wieder lachte das Beni laut auf. „Wer ist's denn?“

„Du.“

„Ich?“ rief sie mit hochverwunderten Augen aus. „Jetzt habt Ihr mich doch schier erschreckt; denn von Euch ist mir in meinem Träumen noch nichts vorgekommen.“

Er hatte sie mit weitaufgerissenen Augen, den Atem anhaltend, angeschaut. „Schau mich an, Beni, schau mich an!“ haftete er halblaut heraus; du mußt mir's an den Augen absehen, wie wohl ich dich mag. Der Schönste bin ich ja nicht, aber noch frisch auf dem Damm, und du wärst bei mir versorgt wie bei keinem andern weit und breit.“

„Ja, das wär ich“, sagte sie, ihn nachdenklich ansehend, „und die Witwer, heißt es, seien gut angewöhnen. Aber, nichts für ungut, etwas viel Abzugsgräben und graue Gerstenstoppeln habt Ihr ja freilich im Gesicht. Auch sieht man Euch doch an, daß Ihr schon durch mehr als eine Dornhecke durchgetrieben worden seid. Gleichwohl, es gibt noch wüstere im Tal.“

„So sagst nicht nein?“

„Ich will nicht grad mein Fagen? ich habe ja Zeit zum Ueberlegen; denn wenn ich's zwanzig Jahre lang überlegte, wäre ich immer noch um zwanzig Jahre jünger als Ihr.“

Der Heubergstöffi wurde wie ein Junger. Er zeigte vor Freude beständig seine zwei vorstehenden Schneidezähne und sagte mit lebendiger Stimme: „Mach, Beni, überleg's, überleg's! Du sollst es bei mir haben wie eine Mäus im Mehl.“

„Ich fahre dir eine nagelneue Himmelbettstatt machen, und in der Nidel sollst du dich baden können. Und eine Hochzeit müßte sein.“ Maitli, Beni, nimm mich, nimm mich! Gib mir einen herabhaften Schmas als Draufgeld!“

Er hatte sich hinter dem Ofen hervorgeworcht und wollte sie mit beiden Armen umfassen. Doch sie hielt ihn ruhig von sich ab, lachte wie ein Erzchalf und sagte dann aber, ihn ernsthaft ansehend: „Stöffi, Stöffi, Ihr schiebt ja los wie eine Kampen- kugel. So im Galopp möchte ich denn doch nicht geheiratet werden. Und dann, Ihr müßt mir's nicht zürnen, aber 's ist mir, Ihr könnt noch nie recht in den Spiegel gekhaut haben, sonst müßtet Ihr gleich selber einsehen, daß ich einen so hartkoppeliden Mund in dem überdies zwei Schaufelzähne, werden nicht herabhaft küssen dürfte. Ich müßte da fürchten, Ihr tätet mich anbeissen.“

Sie stellte neben das Uhrgehäuse anghen ein Spiegelchen, von der Wand und ließ ihn hineinschauen. Da steht Ihn! Man müßt ihr doch gewiß selber sagen, daß Guert Mund nicht zum Küssen gemacht ist, sondern ich an mehr zum Befelsaß aufhängen.“

Er lächelte seltsam. „Maitli“, machte er, „zum Narren müßt mich nicht halten.“ — „Das ist auch nicht“, sagte sie, das Spiegelchen wieder an die Wand hängend; „Ihr könnt ja machen wie ihr wollt; aber“



Frank Behrens: Studie auf der St. Petersinsel, Bielersee.

Im Museum Schwab in Biel findet vom 7. Mai bis zum 5. Juni eine Kunstausstellung der Werke des bekannten Bieler Künstlers Frank Behrens statt, von dem wir obiges Bild zur Reproduktion bringen. — Gleichzeitig findet im Museumsgarten eine Frühlingsblumenausstellung der Bieler Gärtner statt.

einen Liebsten mit solchen Zahnschaukeln könnte ich nicht herzlich küssen.“

Bornig, etwas vor sich hin brummend, erhob er sich und trampelte heimzu. Kaum war er außer dem Hause, brach das Holderbeni in ein tolles Lachen aus.

Aber nach ein paar Tagen erschien der Stöffli unversehens gegen Abend wieder im Holderwirtschhaus. Das Beni verward beizeiten ein Aufklachen; er hatte sich sogar sauber rasiert. Den ganzen Abend trieb sie mit ihm ihren Uebermut; doch er schien sich bei ihren Späßen, auch wenn sie nicht immer von Seide und Samt waren, vortrefflich zu verkurzweilen. Als er jedoch zuletzt gar wieder angrifflig wurde und versuchte sie zu küssen, sagte sie, ihn lachend abwehrend: „Beißt mich, ums himmelswillen, nicht in die Nase; sie ist ja kein Tannzapfen, und Ihr seid kein Eichhörnchen, obwohl Ihr's den vordersten zwei Zähnen nach sein könntet.“

Das kränkte ihn; er setzte sich an den Tisch, schlückelte verdrossen seinen sauren Wein und zog den Schweinsbeutel heraus. Brummig begann er sein Pfeisichen zu stopfen, wobei er das Holderbeni immer mit suchenden mißtrauischen Augen anschautete. Sie hatte sich ans Spinnrad gemacht. Fleißig trat sie ihr Rädchen, zog mit ernsthafter Miene ihre Fäden und sah den Alten mit keinem Auge an.

Und als nun sein Pfeisichen voll war und ein dicker Rauch von ihm ging, stand er langsam auf und sagte: „Beni, du magst es nun meinen, wie du willst, du sollst sehen, wie ich dich wohl mag. Und nun leb gesund! Und wenn ich wieder komme“, machte er mit steigender Stimme, „wenn ich wieder komme, sollst du mir dann aber den Ruß nicht ab sein!“

Schweren Schrittes, in einen wahren Landnebel eingehüllt, machte er sich aus der Wirtsstube.

IV.

Es war ein schöner Sommertag. Da begab sich der Heubergstöffli brummend und summend, auf den Weg zum Bader. Es dauerte ziemlich lange, bis er endlich ins Dorf Ennetbirgen gelangte.

Erst mußte er in einem Gasthause vom stundenlangen Marsch etwas ausruhen und eine Stärkung zu sich nehmen. Die Rechnung, die ihm der Wirt für das Mittagessen machte, ärgerte ihn gar sehr, und mit großem Mißvergnügen ging er darnach zum Dorfbarbier. Der schon nicht nur die Bubentöpfe so fahl, daß sie wie lebendige Kegelfugeln in den Gassen herumfuhren, sondern er ließ auch den dickblütigen Bauern zu Alder, setzte den zu leichtblütigen Weibern Schröpfköpfe an und riß mit anerkannter Handsamkeit franke Zähne. Etwa auch gefunde, da er sich hin und wieder ein bißchen irrte, weil den Leuten ohnedas auf einmal alle Zähne mordio piffen, wenn er mit seinem Schlüssel, den er das Operationsinstrument nannte, dran klopfte.

Also hockte sich denn der Heubergbauer, so breit er war, auf das zerschliffene Polster einer frachenden Stabelle und betrachtete mit wenig freundlichen Augen einen mangelhaften Totenschädel, der auf einem alten Kasten stand. Dieser Schädel war sozusagen der Aushängeschild des Baders.

„So“, machte der eintretende Barbier, sich mit dem Waschtüchlein, das neben einem Waschbecken lag, flink den Mund wischend, wir hätten gefüttert. Mit was kann ich Euch nun aufwarten, Mann Gottes? Soll ich Euch rasieren, haar schneiden, aderlassen oder purgieren?“ — „Du sollst mir die zwei vorstehenden Schaukelzähne ausreißen.“ — „Ja“, sagte der Bader, „schade ist's nicht drum; sie machen Euren Mund nicht schöner.“ — „Das brauchst du mir nicht zu sagen, das zeigt mir der Spiegel“, brummte der Bauer. — „Tun Euch die Zähne also weh?“ Der Alte schaute ihn verdrossen an. „Mir nicht“, knurrte

er, „aber jemandem anders. Nun mach aber vorwärts, Bartpufer! Ich muß heim um zu hirtten, hab einen weiten Weg.“

Der Bader riß die Augen auf vor Verwunderung. „Nicht weh tun sie Euch und Ihr wollt die starken Zähne gleichwohl ziehen lassen? Ja, 's Gockels, ist denn sowas möglich; aus purer Hoffahrt wollt Ihr sie weghaben?“ Er blinzelte mit den Augen, und mit der Zunge schnalzend, sagte er, sich seiner Walzzeit im Welschland erinnernd: „Cherchez la femme!“ Der Heubergstöffi rückte so auf seiner Stabelle, daß der Bader fürchtete, er fange an Eisenbahn zu fahren in der Kasierstube herum. Und als Stöffi ihn anschnörzte: „Heda, wird's bald oder willst du warten, bis mir die Zähne wirklich weh tun?!“ griff er rasch zu seinem vielzackigen Schlüssel. Und weil es ihn wurmte, daß ihn der Bauer Bartpufer genannt, ihn den Chirurgen, den Kannalles des Dorfes, so stoßerte und klopfte er ihm, zum Untersuch', wie er sich entschuldigte, erst etwas in den Zähnen herum, bis sie alle Halleluja fangen und bis er sich endlich, auf einem Schemel stehend, dran machte, dem Stöffi seine vortrefflichen zwei vorstehenden Schneidezähne herauszumartern. Der Schmerz dünkte den Bauern unüberstehlich; er hätte brüllen mögen wie eine ganze Viehausstellung. Es war ihm, der Kopf und die Seele würden ihm samt der Wurzel ausgerissen. Er sagte nachher immer, wenn er an diese Qualen dachte, das Kopfabschlagen sei nur ein schmerzloser Aderlaß und ein schneller Zeitvertreib; man solle den Mördern einfach ein paar gesunde Zähne ausziehen und sie laufen lassen; sie seien darnach harmloser als weiße Kaninchen. Ein Ruck, der Stöffi hob den Bader hoch und schmiß ihn an die Wand, daß seine Augen Feuerfunken gaben; aber der Zahn war draußen.

(Fortsetzung folgt.)

Der „geschmuggelte“ Champagner . . .

Von Friedrich Bieri

Zwischen dem Zahnarzt Dr. Frey und dem Zollinspektor Graber herrschte seit langem ein steter, stiller Fehdezustand. Zwar waren sie beide nach außen hin die allerbesten Freunde; und doch bereitete es jedem von beiden einen gewissen Genuß, dem andern einen kleinen Streich zu spielen. So sammelte z. B. der Zahnarzt Dr. Frey mit großer Liebe alle Schmuggelgeschichten, die im Städtchen, fünf Kilometer von der Grenze etwa vorliefen, und sichtete sie alsdann dem Zollinspektor Graber brühwarm auf.

So auch wieder einmal am Stammtisch, als sich eine kleine Schar an einem nakaltten Winterabend im „Bären“ versammelt hatten.

„Wissen Sie das Neueste, Herr Graber?“ fragte er lachend. „Da hat kürzlich ein Bauer einen schönen Schinken vor den Augen der klugen Grenzwächter herübertransportiert! Ich hatte den Mann nachher in der Sprechstunde!“

„Was? wie? erzählen!“ riefen die andern Herren.

„Ach was — Dummheit! Alles Erfindung, — das glaube ich erst, wenn ich's sehe!“ knurrte Graber.

„Doch!“ triumphtierte Dr. Frey. „Der Bauer kommt und will mit seinem Schinken herüber. Natürlich wird er angehalten; der Schinken mußte verzollt werden!“

„Fällt mir nicht ein!“ sagte der Bauer.

„Mit dem Schinken kommen Sie nicht herüber!“ hieß es. Da lachte der gute Bauer so recht boshaft und sagt: „Ich will es den Herren gleich zeigen, daß ich doch mit dem unverzollten Schinken herüberkomme; — setzt sich drei Schritte weit von der Grenze auf ein Mäuerchen und ist den ganzen Schinken auf; hernach haben sie ihn herüberkommen lassen müssen! — Wie gefällt Ihnen das, Herr Graber?“

Die Herren lachten und Herr Graber murrte etwas von „daran ersticken sollen“.

„Erstickt ist er nicht daran, Herr Graber, aber gut bekommen ist es ihm auch nicht. Es wird überhaupt im allgemeinen gegenwärtig unglaublich viel geschmuggelt!“

„Das ist entschieden nicht wahr!“ fuhr nun Zollinspektor

Graber wütend auf, „mir kommt keiner durch, das versichere ich Sie, meine Herren!“

„Wetten?“ rief nun Dr. Frey, „ich schmuggle in Ihrer Gegenwart ein ganzes Quantum Wein!“

„Es gilt — die Herren sind Zeugen!“ rief Herr Graber.

„Ein halbes Duzend Flaschen Champagner gilt's!“

„Nächsten Sonntag wird's gemacht!“ schlug Herr Graber weiter vor. „Wir fahren nach Lörrach mit Schlitten; abends können wir dann den Champagner, den Sie, Dr. Frey, bezahlen werden, hier alle miteinander trinken!“

„Abgemacht, Herr Graber!“ rief Dr. Frey, „aber bezahlen müssen Sie!“

Am folgenden Sonntag ging die Schlittenfahrt vor sich. Es schneite und war ziemlich kalt. Außer Zollinspektor Graber und Dr. Frey hatten sich noch weitere sechs Herrn an der Fahrt beteiligt, so daß je vier in einem Schlitten saßen. Man saß in warme Pelze gehüllt, unter dem Fußteppich in jedem Schlitten zwei große ovale Bettwärmer, die mit heißem Wasser gefüllt, eine angenehme Wärme verbreiteten.

„In diesen Bettwärmern“, vertraute Dr. Frey den andern Herren an, „soll später der Wein geschmuggelt werden!“ Die „famose“ Idee wurde lebhaft belacht und bewundert und in bester Laune kam man in Lörrach an, aß im besten Gasthof zu Mittag, ließ sich die Sehenswürdigkeiten zeigen. Unterdessen besorgte im Gasthof der ins Geheimnis gezogene Wirt das Füllen der Bettwärmer mit leichtem Landwein.

Unter heftigem Schneegestöber kehrte man ins Gasthaus zurück. Zollinspektor Graber begann die Herren zu untersuchen, beförderte dann unter dem Schlittentischen ein paar leere Flaschen ans Licht des Tages, die er mit höhnischem Lächeln in den Schnee warf und froch zuletzt unter die drei Schlitten, wo er denn auch wirklich unter dem einen ein kleines Fäßchen Wein, das man, um ihn irreführen, dort angebunden hatte, loschnitt und dem Wirt übergab.

Darauf fuhr man endlich ab. „Ja, ja!“ sagte Zollinspektor Graber vor sich hin, „ich bin schlau genug und zu weise, als daß man mich betrügen könnte!“

Die Grenze nahte; die Schlitten hielten. Ein Zollbeamter trat mit höflichem Gruße heran. „Nichts Verzollbares, meine Herren? O Pardon!“ Als er den Vorgesetzten Graber erkannte, trat er respektvoll zurück.

„Untersuchen Sie nur!“ rief Dr. Frey, „uns genieren Sie nicht!“

„Nicht nötig, lieber Berger, ich stehe Ihnen schon dafür!“ lächelte Graber. Ein Zeichen und die Schlitten fuhrn weiter.

„So, Herr Doktor — da Sie nachher zu Hause den teuren Champagner bezahlen, bezahle ich jetzt in diesem Dorf für alle einen heißen Grog!“

„Sehr freundlich von Ihnen!“ machte der Doktor und versuchte, furchtbar niedergeschlagen auszugehen.

Ziemlich steif gefroren kam man in der kleinen Stube des winzigen Dorfgasthofes unter. Der Grog war vorzüglich und die Stimmung eine sehr gehobene.

„Wie wird uns erst der Champagner munden, Herr Graber!“ rief Dr. Frey und schlug ihm derb auf die Schulter, „bezahlen müssen Sie ihn doch, Herr Graber!“

„Bezahlen?“ frug Zollinspektor Graber, dem Doktor die Hand zum Einsteigen in den Schlitten reichend, „wir sind noch nicht daheim, Herr Doktor!“

„Hallo, was ist denn da vorn los in Eurem Schlitten, was ist los?“ ruft plötzlich der Zollinspektor.

„Zum Kukuck!“ schreit Dr. Frey, „was ist denn das? Hier ist es ja plötzlich so heiß unter den Füßen!“

„Kommen Sie nur näher“, sagt Zollinspektor Graber zu seinem Schlittensführer, „Herr Dr. Frey gibt Ihnen ein Extratrinkgeld für Ihre Aufmerksamkeit; und mit einer Grimmasse ruft er plötzlich laut: „Ich habe die kalten Bettwärmer mit frischem, heißem Wasser füllen lassen, meine Herren! Diesmal, Herr Doktor Frey, sind Sie hereingefallen! Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ . . .